

INHALT

Jürgen Habermas (Starnberg): Richtigkeit vs. Wahrheit. Zum Sinn der Sollgeltung moralischer Urteile und Normen	179
Schwerpunkt: Die Philosophie von Stanley Cavell (<i>Ludwig Nagl</i>)	209
Davide Spati (Florenz): Der Traum der Sprache. Cavell, Wittgenstein und der Skeptizismus	211
James Conant (Pittsburgh): Stanley Cavells Wittgenstein	237
Martin Stone (Durham): Stanley Cavell über Wittgensteins Argument des Alltäglichen	251
Espen Hammer (Oslo): Die Verwandlung des Alltäglichen. Cavell über Kriterien und Romantik	267
Kurt Rudolf Fischer (Wien): Berkeley 1956–1962: eine Erinnerung an Stanley Cavell	283
Diskussion	
Geörg Lohmann (Magdeburg): Probleme der „Werteerziehung“ im Ethikunterricht	291
Hans Julius Schneider (Potsdam): Das neue Fach „Lebensgestaltung – Ethik – Religionskunde“: Sinnvolle Propädeutik oder fragwürdiger Ersatz für den Religionsunterricht?	305
Literaturessay	
Bärbel Frischmann (Berlin): Philosophieren mit Kindern. Theoretische Grundlagen, Konzepte, Defizite	319
Nekrolog	
Alice Pechriggl (Wien): Cornelius Castoriades 1922–1997	335
Rezensionen	
Annett Jubara (Berlin): „Sowjetische Sphinx“ oder „letzter russischer Philosoph“? Rez. zu: Aleksej Losev: Die Dialektik des Mythos; Aleksej Losev: Sočinenija (Werke), Bd. 1–4; Boris Groys: Die Erfindung Rußlands	339
Bettina Schmitz (Würzburg): Geschichte oder Struktur des Strukturalismus? Rez. zu: François Dosse: Geschichte des Strukturalismus, Bd. 1: Das Feld des Zeichens, 1945–1966; Bd. 2: Die Zeichen der Zeit, 1967–1991	342
Eingesandte Bücher	346

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

Zweimonatsschrift der internationalen philosophischen Forschung

46. Jahrgang · 1998 · Heft 2

Herausgeber

Axel Honneth (Frankfurt/M.), Hans-Peter Krüger (Potsdam),
Herta Nagl-Docekal (Wien), Hans Julius Schneider (Potsdam)

Wissenschaftlicher Beirat

Karl-Otto Apel (Frankfurt/M.), Shlomo Avineri (Jerusalem),
Pierre Bourdieu (Paris), Hubert L. Dreyfus (Berkeley),
Yehuda Elkana (Jerusalem), Jürgen Habermas (Starnberg),
Dieter Henrich (München), Gerd Irrlitz (Berlin),
Friedrich Kambartel (Frankfurt/M.), Jean-François Lyotard (Paris),
Jürgen Mittelstraß (Konstanz), Nelly Motrošilova (Moskau),
Hilary Putnam (Cambridge), Nicholas Rescher (Pittsburgh),
Paul Ricœur (Nanterre), Richard Rorty (Charlottesville),
Herbert Schnädelbach (Berlin), Charles Taylor (Montreal)

Chefredakteur

Mischka Dammaschke



Akademie Verlag

Literatur

- Black, Max (1964), *A Companion to Wittgenstein's 'Tractatus'*, Cambridge.
- Cavell, Stanley (1969), *Must We Mean What We Say? A Book of Essays*, New York.
- (1979), *The Claim of Reason: Wittgenstein, Skepticism, Morality, and Tragedy*, Oxford/New York.
- (1988), *In Quest of the Ordinary: Lines of Skepticism and Romanticism*, Chicago/London.
- (1989), *This New Yet Unapproachable America: Lectures after Emerson after Wittgenstein*, Albuquerque, NM.
- (1990), *Conditions Handsome and Unhandsome: The Constitution of Emersonian Perfectionism. The Carus Lectures, 1988*, Chicago/London.
- (1995), *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*, Oxford/Cambridge, MA.
- Kripke, Saul A. (1982), *Wittgenstein on Rules and Private Language*, Oxford.
- Malcolm, Norman (1987), *Wittgenstein's 'Scepticism' in 'On Certainty'*, in: *Inquiry* (1987), 278–293.
- Sparti, Davide (1997), *Perpetuare il linguaggio. Wittgenstein (Cavell e Kripke) su traducibilità e intraducibilità fra individui e fra forme di vita*, in: *Verschiedene Autoren, Sul confronto fra le culture. Altro, straniero, traducibilità*, Bologna.
- Sparti, Davide/Lecci, Bernardo (1999), *Scetticismo, riconoscimento, riscoperta dell'ordinario. La filosofia di Stanley Cavell*, in: *Iride* 20 (1997).
- Wittgenstein, Ludwig (1953), *Philosophische Untersuchungen*, in: *Werkausgabe*, Frankfurt/M. 1984, Bd. 1, 225–580 (die Angaben im Text beziehen sich, wenn nicht anders vermerkt, auf die Paragraphen von Teil I; für die wenigen Stellen aus Teil II, der keine durchgehende Paragraphenzählung hat, sind der Teil durch große römische Zahl, der Abschnitt durch kleine römische Zahl und gelegentlich noch zusätzlich die Seite kenntlich gemacht, z. B.: 1953, II, iv, [S. 495]).
- (1956), *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, in: *Werkausgabe*, Bd. 6.
- (1958), *Das Blaue Buch/Eine Philosophische Betrachtung (Das Braune Buch)*, in: *Werkausgabe*, Bd. 5, 15–116, 117–282.
- (1964), *Philosophische Bemerkungen*, in: *Werkausgabe*, Bd. 2.
- (1969), *Über Gewißheit*, in: *Werkausgabe*, Bd. 8, 113–257 (die Angaben im Text beziehen sich auf die Paragraphen).
- (1977), *Vermischte Bemerkungen*, in: *Werkausgabe*, Bd. 8, 445–573.
- (1981), *Zettel*, in: *Werkausgabe*, Bd. 8, 259–443 (die Angaben im Text beziehen sich auf die Paragraphen).

Stanley Cavells Wittgenstein

Von JAMES CONANT (Pittsburgh)

Ziel dieses Aufsatzes ist die Darstellung von Stanley Cavells Interpretation der Wittgensteinschen Lehre der Beziehung zwischen Bedeutung und Gebrauch. Nach einem groben Überblick über diesen Aspekt von Cavells Wittgenstein-Lektüre werde ich herauszuarbeiten versuchen, was an dieser Interpretation besonders charakteristisch und schwer faßbar ist, indem ich anhand einiger Kommentare zu Cavells Werk verdeutliche, wie leicht Cavells und – wenn seine Interpretation richtig ist – auch Wittgensteins Anliegen mißverstanden werden können.

Prominent wurde Wittgenstein in jüngster Zeit vor allem seiner sog. „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ wegen. Wittgenstein schreibt: „Man kann für eine *große* Klasse von Fällen der Benützung des Wortes ‚Bedeutung‘ – wenn auch nicht für *alle* Fälle seiner Benützung – dieses Wort so erklären: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“ (PU, § 43) Ein Blick auf die Kommentare zu Wittgensteins Werk zeigt, daß die Kommentatoren diese Äußerung extrem unterschiedlich verstehen. Cavell sagt folgendes: „Die Bedeutung ist der Gebrauch“, damit wird unsere Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, daß, was ein Ausdruck bedeutet, eine Funktion dessen ist, was er bei spezifischen Anlässen seines Gebrauchs durch Menschen bedeuten oder sagen soll ... Es wäre sicherlich der Mühe wert, die Geistesgeschichte der philosophischen Konzentration auf die Bedeutung bestimmter Worte und Sätze unabhängig von der systematischen Aufmerksamkeit für deren jeweils konkreten Gebrauch zurückzuverfolgen ... Eine passende Überschrift für eine solche Geschichte würde lauten: Die Philosophie und die Zurückweisung des Menschlichen.

Wittgensteins Motiv ... ist die Wiedereinsetzung des menschlichen Tieres in die Sprache und damit in die Philosophie ... Nach meinem Verständnis verfolgte er die Mechanismen dieser Zurückweisung in der Art und Weise, in der wir in unserer Selbsterforschung dazu verleitet werden, ‚außerhalb von Sprachspielen‘ zu sprechen, Ausdrücke unabhängig von und im Gegensatz zu den natürlichen Lebensformen zu betrachten, die diesen Ausdrücken ihre Kraft verleihen ... Wenn ein Ausdruck ‚außerhalb seines gewöhnlichen Sprachspiels‘ verwendet wird, wird nicht notwendigerweise übergangen, was die *Wörter* bedeuten (sie können bedeuten, was sie immer bedeutet haben, was ein gutes Wörterbuch als ihre Bedeutung angibt), sondern übergangen wird dabei, was wir in ihrem faktischen Gebrauch sagen wollen. Verloren geht der springende Punkt im tatsächlichen Aussprechen dieser Worte.

Wie groß *ist* dieser Verlust? Zu zeigen, wie groß er ist, darin besteht ein bestimmendes Motiv der *Untersuchungen*. Wir verlieren nicht die Bedeutung unserer Worte, und deshalb können Definitionen, die ihre Bedeutung sichern oder erklären, unseren Verlust auch nicht

ersetzen. Was wir verlieren, ist die volle Vergegenwärtigung dessen, was wir sagen; wir wissen nicht mehr, was wir meinen.¹

Ich möchte vier Punkte herausheben, die in diesen Sätzen berührt werden: (1) Die gewöhnliche philosophische Art, nach der Bedeutung eines Ausdrucks zu fragen – „die philosophische Konzentration auf die Bedeutung bestimmter Worte und Sätze unabhängig von der systematischen Aufmerksamkeit für deren jeweils konkreten Gebrauch“; (2) Wittgensteins eigene Art, nach der Bedeutung eines Ausdrucks zu fragen – bei der die Bedeutung „eine Funktion dessen ist, was der Ausdruck bei spezifischen Anlässen seines Gebrauchs durch Menschen bedeuten oder sagen soll“; (3) wohin der erste Weg uns führt: bedienen wir uns der philosophisch üblichen Art und Weise, die Sprache zu erforschen, so werden wir dazu verleitet, „außerhalb von Sprachspielen“ zu sprechen; (4) was der zweite Weg uns zeigen will: daß wir, wenn wir uns verleiten lassen, so zu sprechen, „nicht mehr wissen, was wir meinen“.

Beginnen wir mit den beiden ersten Punkten. Hier wird ein Gegensatz aufgestellt zwischen zwei Arten, nach der Bedeutung eines Ausdrucks zu fragen: (1) nach seiner Bedeutung unabhängig von einer systematischen Aufmerksamkeit für die jeweils konkrete Verwendung fragen (danach fragen, was das Wort oder der Satz bedeutet); (2) nach seiner Bedeutung mittels einer Betrachtung seines jeweils konkreten Gebrauchs fragen (danach fragen, was das Wort oder der Satz in seiner Verwendung bei spezifischen Anlässen bedeuten soll). Wittgenstein-Leser nehmen an, daß es bei dieser Berufung auf den „Gebrauch“ darum gehen muß, der zweiten vor der ersten Frage den Vorzug zu geben, oder, um es zeitgemäßer – und damit riskanter – auszudrücken: daß es darum gehen muß, unsere syntaktische und semantische Theorie der Sprache um eine dritte Schicht zu ergänzen, nämlich um eine Theorie der Pragmatik der natürlichen Sprache oder um eine Theorie der Sprechakte. Für Cavell verfolgt Wittgenstein jedoch etwas, das der herkömmlichen analytischen Philosophie der Sprache potentiell viel gefährlicher ist als ein bloßer Ruf nach Ergänzung, nämlich die Einsicht, daß es „für eine große Klasse von Fällen“ keine Möglichkeit gibt, die erste Frage (was bedeutet ein Satz?) unabhängig von einer vorherigen Erwägung der zweiten zu stellen (unabhängig also von der Frage: Wann könnte das gesagt werden? Wo? Von wem? Zu wem?).

Wenden wir uns für einen Moment Punkt (4) zu. Nach Cavell behauptet Wittgenstein etwas, das sich für die analytische Philosophie sogar als noch schwerer vernehmbar erwiesen hat: daß wir nämlich, wenn Bedeutung und Verwendung unter dem Druck der Philosophie auseinanderfallen, nicht nur bis zu einem gewissen Grad unwissend und verwirrt bezüglich dessen sind, was wir meinen, sondern einem noch viel größeren (uns als solchem erscheinenden) Paradox verfallen: nämlich einer Illusion bezüglich der Bedeutung. Cavell drückt das so aus, daß der Philosoph, wenn er an einen solchen Scheideweg seines Philosophierens gelangt, einer „Halluzination der Bedeutung“ anheimfällt: „Er glaubt, etwas zu sagen, wo er nichts sagt, etwas entdeckt zu haben, wo er nichts entdeckt hat. Man kann von jemandem in dieser prekären Lage sagen, daß er halluziniert, was er meint, oder daß er der Illusion aufsitzt, etwas zu meinen.“ (Cavell, 221) Paradox ist das insofern, als hier die tief verwurzelte Intuition erschüttert wird, daß in der Sphäre der Bedeutung *esse est percipi* gilt:

1 Stanley Cavell, *The Claim of Reason*, Oxford 1979, 206f.; alle folgenden Cavell-Verweise beziehen sich auf dieses Werk.

Wenn ich mit meinen Worten etwas zu meinen scheine, dann meine ich das eben auch. Wittgenstein konzediert sehr wohl, was er daran für treffend hält, wenn er schreibt: „... daß ein Merkmal unseres Satzbegriffes der *Satzklang* ist.“ (PU, § 134) Aber das ist nur ein Zug unseres Begriffs von einem Satz, und für Cavells Wittgenstein-Auffassung ist entscheidend, daß das Gegebensein dieses einen Merkmals, obgleich eine notwendige Bedingung dafür, daß etwas als Satz zählt, doch absolut keine zureichende Bedingung dafür ist.

Damit sind wir bei Wittgensteins zahlreichen Gedankenexperimenten, wie zum Beispiel seiner berühmten Aufforderung an den Leser, den Versuch zu machen, sich eine private Sprache vorzustellen (vgl. PU, § 243). Nach Cavell haben diese sorgfältig konstruierten Aufforderungen an den Leser, sich dies oder jenes vorzustellen, die Funktion, ihn eine dialektische Leiter hinaufzuführen. Hat der Leser die Spitze erreicht, soll er die Leiter fortwerfen: er soll einsehen, daß er die ganze Zeit bloß der Illusion verfallen war, sich etwas vorzustellen.² Genauer will Wittgenstein uns laut Cavell an solchen Fällen erkennen lassen, daß eine solche Halluzination von Bedeutung entsteht, weil wir uns vorstellen, daß wir die Bedeutung eines Ausdrucks übertragen, wo es uns nicht gelungen ist, seinen Gebrauch zu übertragen. Wittgenstein charakterisiert das Unbeholfene unserer Beziehungen zu unseren Wörtern in solchen Fällen dadurch, daß wir in ihnen verleitet werden, „außerhalb von Sprachspielen zu sprechen“.

Damit kommen wir zu Punkt (3) zurück. Cavells eingehendste Erörterung eines Wittgensteinschen Beispiels dafür, wie der Philosoph zum Sprechen „außerhalb von Sprachspielen“ verleitet wird, gilt dem epistemologischen Skeptizismus. Der Skeptiker will die Haltbarkeit unserer Wissensbehauptungen untersuchen, aber nicht jede Art von Behauptung ist für die Zwecke seiner Untersuchung geeignet. Für die skeptischen Zwecke muß es sich um einen „besten Fall von Wissen“ handeln, wie Cavell sagt, also um die Art von Fall, die wenn ein Grund zum Zweifel aufweisbar ist, damit zugleich die Möglichkeit des Wissens als solchen zweifelhaft erscheinen läßt. (Vgl. Cavell, 133–145) Nach Cavell will Wittgenstein dem Skeptiker vor Augen führen, daß er sich in einem Dilemma windet, und dieses Dilemma faßt Cavell wie folgt zusammen: „Wenn der Epistemologe nicht davon ausginge, daß eine Behauptung aufgestellt wurde, dann wäre seine Verfahrensweise so außergewöhnlich, wie der Normalsprachenphilosoph sie tatsächlich findet. Würde er aber andererseits eine Behauptung der Art untersuchen, wie die Kohärenz seiner Verfahrensweisen sie erfordert ..., dann besäße seine Schlußfolgerung nicht die Allgemeinheit, die sie zu besitzen scheint.“ (Cavell, 218)

Entweder ist die vom Skeptiker angeführte Behauptung keine (angemessene) Behauptung (die eine Seite des Dilemmas), oder die Behauptung besitzt einen (angemessenen) Anspruch auf Wissen (zweite Seite des Dilemmas). Handelt es sich um ersteres, so will Wittgenstein zeigen, daß eine Untersuchung der epistemischen Glaubwürdigkeit die Integrität unserer *gewöhnlichen Wissensansprüche* nicht beeinträchtigt. Im zweiten Fall will Wittgenstein zeigen, daß es sich nicht um diejenige Art eines Beispiels für Wissen handelt,

2 „Wittgenstein sagt nicht, daß es keine Privatsprache geben kann. Er führt die folgende Erörterung dieses Problems in § 243 mit der Frage ein: ‚Wäre aber auch denkbar ...?‘ Das Ergebnis dieser Frage ist, daß wir uns dies nicht wirklich denken können, oder genauer, daß es gar nichts derartiges zu denken gibt, oder noch anders, daß wir, wenn wir versuchen, uns dies vorzustellen, uns etwas anderes vorstellen als wir denken.“ (Cavell, 344)

dessen Unhaltbarkeit den Zwecken des Skeptikers zugute kommen kann, d. h. nicht um eine Spezifikation des Zweifelsgrundes, der die *Gesamtheit* unseres Wissens überschatten könnte.

Der Epistemologe mag der einen Seite des Dilemmas zu begegnen suchen, indem er sagt, er sei sich durchaus bewußt, das Wort „wissen“ oder „behaupten“ in abweichender und ungewöhnlicher Weise zu verwenden, was ihn aber keineswegs beunruhigt, weil er das Wort eben in einem speziellen philosophischen Sinn benutzen und einen relativ technischen Begriff von „wissen“ oder „behaupten“ untersuchen will. Dann stößt er allerdings auf das Problem, daß der Schluß seiner Untersuchung nicht, wie der Skeptiker das von dem seinen annimmt, eine Entdeckung bezüglich der Integrität unserer gewöhnlichen Wissensansprüche für sich reklamieren kann; er kann bestenfalls als Entdeckung über sogenanntes „Wissen“ oder sogenanntes „Behaupten“ gelten. Möchte der Epistemologe, daß sein Schluß eine Entdeckung über die Natur des Wissens *überhaupt** ergibt, dann darf seine Untersuchung nicht *unseren Begriff* des Wissens aus den Augen verlieren. Cavell sagt: „Lassen Sie mich ... hervorheben, was das Gefühl der Entdeckung nach meiner Meinung bezüglich der Schlußfolgerung anzeigt, die der Philosoph zieht. Da es sich ... um eine Entdeckung handelt, die zum Inhalt hat, daß etwas, das wir angeblich alle geglaubt haben, sich als falsch oder als ein Aberglauben oder als in irgendeinem Sinne verdächtig herausgestellt hat, hängt das Gefühl, es handle sich um eine Entdeckung, davon ab, daß es uns vorkommt, als stehe es im *Konflikt* zu dem, was wir vermutlich alle als etwas genannt hätten, das wir wüßten oder dächten. Und dieses Gefühl eines Konflikts hängt davon ab, daß die Wörter, die die Schlußfolgerung ausdrücken, das bedeuten oder zu bedeuten scheinen, was diese Wörter, wie sie normalerweise gebraucht werden, ausdrücken würden. Denn *dies* ist es, wozu die Schlußfolgerung im Konflikt steht. Wenn der Philosoph schließt, daß wir etwas ‚nicht wirklich sehen oder wissen‘ – weshalb sollte damit auch nur dem Anschein nach bestritten sein, was der normale Mensch meint, wenn er sagt ‚ich sehe oder weiß‘ etwas, es sei denn, die Wörter bedeuten dasselbe oder scheinen dasselbe zu bedeuten?“ (Cavell, 164 f.)

Das Gefühl, eine philosophische Entdeckung gemacht zu haben – eine Entdeckung, die offenbart, daß die Dinge sich absolut nicht so verhalten, wie wir vorphilosophisch angenommen haben –, ist das Charakteristikum des Skeptizismus. Will sich also der Skeptiker zu Recht als Entdecker fühlen, muß er die zweite Seite des Dilemmas akzeptieren und der Bedingung zustimmen, daß seine Folgerung, wenn er schließt, daß wir etwas „nicht wirklich sehen oder wissen“, in einem Gegensatz zu dem, was der gewöhnliche Mensch glaubt (d. h. daß er etwas sieht oder weiß, wenn er sagt „ich sehe“ oder „ich weiß“ etwas), nur dann bestehen kann, wenn das Wort „sehen“ oder „wissen“, wie der Skeptiker und der gewöhnliche Mensch es verwenden, dasselbe bedeutet. Nach Cavells Lesart richtet sich demnach Wittgensteins Behandlung des Skeptizismus auf eine Erörterung dieser zweiten Seite des Dilemmas. Sie zielt darauf ab, dem Skeptiker zu zeigen, daß, wenn seine Worte im gewöhnlichen Sinn gemeint sind – wenn sein Beispiel für einen Wissensanspruch eine gewöhnliche Wissensbehauptung beinhaltet (z. B. die Behauptung zu wissen, daß da ein Distelfink im Garten sitzt) – das Umstoßen der fraglichen Behauptung sich nicht in der von ihm erforderten Weise verallgemeinern läßt, um zu einer Entdeckung über die Natur des Wissens als solchen zu führen. Wenn gegen eine gewöhnliche Wissensbehauptung ein Zwei-

* Mit * markierte Wörter sind im Original deutsch.

felsgrund angeführt wird, mag das zeigen, daß die Person, die die Behauptung aufgestellt hat, nicht weiß, was sie behauptet (daß sie z. B. nicht weiß, daß es sich bei dem Vogel im Garten um einen Distelfink handelt), aber damit ist nicht gezeigt, daß der Sprecher überhaupt nichts weiß.

Das zweischneidige Gefühl des Skeptikers von der Merkwürdigkeit und zugleich der Kohärenz seiner Analyse ergibt sich aus dem Schwebezustand zwischen den beiden Seiten des Dilemmas, den der Skeptiker nicht zugunsten der einen oder anderen Seite beendet. Der Skeptiker will Wörter in einer zugegeben außergewöhnlichen Weise verwenden und sie dennoch in ihrer gewöhnlichen Bedeutung meinen. Er will eine Position einnehmen, die zugleich innerhalb und außerhalb des gewöhnlichen Sprachspiels liegt, in dem seine Worte zu Hause sind, und daher spricht er „außerhalb von Sprachspielen“. Das heißt nicht nur, daß er außerhalb des gewöhnlichen (und damit innerhalb eines relativ esoterischen wissenschaftlichen oder literarischen) Sprachspiels spricht, sondern daß er überhaupt „außerhalb von Sprachspielen“ spricht, seien es gewöhnliche oder außergewöhnliche. Das Sprechen „außerhalb von Sprachspielen“ beschreibt Wittgenstein als Fälle von Sprache, die „nicht arbeitet“³ oder die „feiert“.⁴ Cavell nimmt diese Beschreibungen ernst. In solchen Fällen heißt es von den Wörtern, daß sie „müßig“ sind oder „feiern“, weil sie nicht arbeiten: Sie sind in keine bestimmten Umstände des Gebrauchs eingebunden.

Um seinen Kniff erfolgreich anzuwenden, benötigt der Skeptiker einen performativen Akt, der als Sprechakt des *Behauptens* gelten kann, während er sich zugleich aus allen unübersichtlichen kontextabhängigen Einzelheiten heraushält, die mit jeder konkreten Behauptungssituation einhergehen. In der folgenden Passage erörtert Cavell das vermeintliche Beispiel eines solchen ausgesprochen allgemeinen Falls einer Behauptung von der Art, wie die skeptische Untersuchung sie als Ausgangspunkt benötigt, wenn ihre Folgerung überhaupt den erforderlichen Allgemeingrad erreichen können soll: „Hätte jemand mich an meinem Schreibtisch sitzen sehen, den grünen Becher außerhalb meines Gesichtsfeldes, dann hätte er von mir nie gesagt: ‚Er weiß, daß da ein grüner Becher mit Stiften auf seinem Schreibtisch steht‘; ebenso wenig würde jemand jetzt von mir sagen: ‚Er wußte (du wußtest), daß da ein grüner Becher stand ...‘, d. h. niemand würde das *ohne einen ganz bestimmten Grund sagen, aus dem diese Beschreibung meines Wissens*‘ in bezug auf etwas, das ich gesagt oder getan habe oder gerade jetzt sage oder tue, *von Bedeutung wäre*.“

Vielleicht denkt man: ‚Was für einen Unterschied macht es schon, daß niemand ohne einen bestimmten Grund gesagt hätte, daß man dies weiß? Man *hat* es eben gewußt; es ist *wahr*, wenn gesagt wird, daß man es gewußt hat. Meinen Sie etwa, daß man etwas Wahres manchmal nicht sagen kann?‘ Was ich sagen will, ist folgendes: ‚weil es wahr ist‘ – das ist kein *Grund* und keine *Basis* dafür, daß man etwas sagt, darum geht es nicht, wenn man etwas sagt; und meiner Ansicht nach muß es im Sprachgebrauch Gründe für das Geben, was man sagt, etwas, um das es dabei geht, wenn das, was man sagt, verständlich sein soll. Wir können verstehen, was die *Wörter meinen*, ohne zu verstehen, weshalb sie gesagt werden; aber ohne zu verstehen, worum es in dem geht, was mit diesen Wörtern gesagt wird, können wir nicht verstehen, was *ihr Sprecher meint*.“ (Cavell, 205 f.)

3 „Die Verwirrungen, die uns beschäftigen, entstehen gleichsam, wenn die Sprache leerläuft, nicht wenn sie arbeitet.“ (PU, § 132)

4 „Denn die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache *feiert*.“ (PU, § 38)

Cavell vertritt hier die Auffassung, daß es gar kein *bloßes* Aussprechen (und damit Meinen) der Wörter: „Er wußte, daß da ein grüner Becher stand“ gibt. Um diese Worte zu meinen, muß man mit ihnen schon *etwas* meinen, und dazu ist erforderlich, daß man einen Grund oder eine Basis dafür hat, daß man sie sagt. Ohne einen solchen Grund oder eine solche Basis gibt es den Gedanken nicht, den ich mit dem Aussprechen dieser Wörter ausdrücke. Das steht im Gegensatz zur überkommenen Weisheit der zeitgenössischen Sprachphilosophie. Philosophen neigen zu der Annahme, daß es zur Erfüllung der Bedingungen für den Ausdruck eines bestimmten Gedankens hinreicht, wenn man einen Satz ausspricht, der die beiden folgenden Voraussetzungen erfüllt: (i) Die einzelnen Wörter, aus denen der Satz besteht, sind sogenannte „bedeutungsvolle“ Wörter der Sprache, und (ii) die Wörter sind in Übereinstimmung mit den sogenannten „Regeln“ der Sprache verknüpft. Genau dieser Sichtweise widerspricht Wittgenstein in der folgenden Äußerung in *Über Gewißheit*: „Ich weiß, daß das ein Baum ist“ – dies kann alles mögliche bedeuten: Ich schaue auf eine Pflanze, die ich für eine junge Buche, der Andre für eine Ribiselpflanze hält. Er sagt: ‚Das ist ein Strauch‘, ich, es sei ein Baum. – Wir sehen im Nebel etwas, was einer von uns für einen Menschen hält, der Andre sagt: ‚Ich weiß, daß das ein Baum ist‘. Jemand will meine Augen prüfen etc. etc. – etc. etc. Jedesmal ist das ‚das‘, was ich für einen Baum erkläre, von anderer Art.“ (Über Gewißheit, § 349)

In den verschiedenen Fällen, in denen der Satz „Ich weiß, daß das ein Baum ist“ ausgesprochen wird, bleibt der ausgesprochene Satz – d. h. diese Folge von Wörtern – gleich. In diesem Sinn von „sagen“ (gewisse Wörter aussprechen) sagen wir in jedem Fall das gleiche: „Ich weiß, daß das ein Baum ist.“ Aber in jedem dieser sehr unterschiedlichen Fälle, sagt Wittgenstein, ist „das ‚das‘, was ich für einen Baum erkläre, von anderer Art“; und in diesem Sinn von „sagen“ (dem für Wittgenstein entscheidenden) sage ich jedesmal, wenn ich sage „das ist ein Baum“, etwas anderes. In jedem Fall hängt der Gedanke, den ich mit diesen Wörtern ausdrücke, mit vom Kontext ab. Nach Cavell ist Wittgenstein der Auffassung, daß die Art und Weise, wie Sprache arbeitet, mißverstanden wird, wenn man annimmt, wozu Philosophen neigen, daß nämlich die Rolle eines Satzes in unserer Sprache darin besteht, uns etwas an die Hand zu geben, was uns aus sich heraus (unabhängig von einem Kontext, der ihm einen vollständig bestimmten Sinn verleiht) den Ausdruck eines bestimmten Gedankens erlaubt. Dagegen besteht die Rolle eines Satzes vielmehr darin, uns ein sprachliches Instrument an die Hand zu geben, das in vielen verschiedenen Zusammenhängen verwendbar ist, um je einen von vielen verschiedenen Gedanken auszudrücken.

Um die Schwierigkeit dieser Konzeption der Bedeutung klarer zu fassen, schauen wir uns am besten einige jüngere Erklärungsversuche an. Zunächst Michael Williams über Cavell: „Cavells Schlüsselbegriff ist der einer ‚konkreten‘ Behauptung. In einer konkreten Behauptung geht es um etwas ganz bestimmtes: Sie soll informieren, warnen, belustigen oder was immer. Für Cavell ist es eine Frage der ‚Grammatik‘, daß eine Äußerung eine konkrete Behauptung enthalten muß, damit sie als verständlicher Aussageakt gelten kann. Das bedeutet, daß Wahrheit allein noch keine verständliche Aussagbarkeit garantiert, denn eine Aussage kann wahr sein, ohne daß es irgend einen Sinn hat, sie zu äußern ... Obgleich der Skeptiker nun nach Cavell bedeutungsvolle Sätze gebraucht, und das sogar in erkennbarer Analogie zu deren gewöhnlicher Verwendung, zwingt ihn doch ein wesentlicher Zug seines Unternehmens dazu, seine Behauptungen auf eine Weise vorzubringen, die die Bedingungen vollständig bedeutungsvoller Sprache verletzen. Wenn seine Worte auch meinen, was

sie immer meinen, so gibt es doch nichts, was er mit ihnen meint. Auf diese Weise erzeugt das Verfahren des Skeptikers die Illusion von Bedeutung.“⁵

Nach Williams' Darstellung sagt Cavell, daß die Aussage des Skeptikers sehr wohl wahr sein kann, daß aber ein Problem darin liegt, diese (wahre) Aussage in demjenigen Kontext zu treffen, in dem der Skeptiker sie treffen will. Nun ist es eine notwendige Bedingung für die Wahrheit einer Aussage, daß sie bedeutungsvoll ist; d. h. eine notwendige Bedingung für unsere Fähigkeit, die Wahrheit einer Aussage einzuschätzen, liegt darin, daß wir diese Aussage zunächst einmal verstehen. Nach Williams' Darstellung sieht Cavell also kein Problem darin, *welche* Behauptung der Skeptiker aufstellen will, was seine Aussage bedeutet, oder anders: es gibt keine Schwierigkeit damit, was die Aussage des Skeptikers bedeuten würde, wäre sie zutreffend. Das Problem liegt nur darin, daß die Behauptung des Skeptikers in einen Gegensatz zu verschiedenen und gewissermaßen zusätzlichen (pragmatischen) Beschränkungen der Aussagbarkeit gerät. Es sieht also so aus, als läge das Problem nicht im semantischen Gehalt der Behauptung, sondern in der Herstellung einer Situation, in der wir von diesem semantischen Gehalt Gebrauch machen können – einer Situation, in der uns die Ausführung des relevanten Sprechaktes glückt, ohne von dessen Fehlerpotential gestört zu werden. Wir scheinen also nahe daran, den (skeptischen) Gedanken denkbar zu finden und das Problem nur noch in der Situation zu sehen, in der wir ihn auch aussprechen können. Es sieht so aus, als läge das Problem nicht in dem, was der Skeptiker zu sagen versucht, sondern in einer Unvereinbarkeit zwischen dem *Gehalt* dessen, was er sagen will, und dem *Kontext* der Äußerung. Das entspricht einer ganz bestimmten Auffassung der Wittgensteinschen Rede vom Verleitetwerden zum Sprechen außerhalb von Sprachspielen; es scheint demnach, als sei die Unverständlichkeit gewisser Äußerungen auf eine mangelhafte Übereinstimmung zwischen gewissen Satzarten und gewissen Situationsarten zurückzuführen.

Diese (Fehl)Interpretation von Cavells Wittgenstein-Auffassung findet sich auch bei Marie McGinn: „Indem Cavell zu zeigen sucht, daß die vom Philosophen untersuchten Wissensbehauptungen illegitim oder unverständlich sind, will er nicht zeigen, daß die vom Philosophen zur Aufstellung seiner Behauptungen geäußerten Wörter selbst bedeutungslos sind, sondern vielmehr, daß wir im Kontext, in dem er sie äußert, den Sinn einer solchen Äußerung gar nicht sehen können, anders: daß wir nicht verstehen können, was er mit diesen Wörtern *meint*, seine Äußerung nicht als verständlichen Akt der Behauptung auffassen können.“

Entscheidend ist daher der Gedanke, daß es zwei verschiedene Begriffe der Bedeutung gibt – die Wortbedeutung und die Sprecherbedeutung –, die auf viel komplexere Weise zusammenhängen, als der herkömmliche Philosoph angenommen hat ... Cavells Sicht der Beziehung zwischen Wort- und Sprecherbedeutung ... läßt sich vielleicht dahingehend charakterisieren, daß für ihn die Annahme fehlerhaft ist, die Aufgabe der Interpretation von anderen könne jemals vollständig durch eine systematische Bedeutungstheorie [einer Sprache] übernommen werden ... Insbesondere kann die Äußerung eines gegebenen Satzes *s* durch einen Sprecher, dem eine Bedeutungstheorie die Interpretation *p* zuschreibt, niemals garantieren, daß die Äußerung des Sprechers als *Performance* der Behauptung von *p* korrekt beschrieben wird ...

⁵ Michael Williams, *Unnatural Doubts*, Oxford 1991, 151, 152.

Denn immer muß sich der Interpret vergewissern, daß die von der systematischen Theorie gelieferte inhaltsbestimmende Beschreibung des Behauptungsaktes ihm diese ganz bestimmte Äußerung unter diesen ganz bestimmten konkreten Umständen als Akt eines menschlichen Handelnden verständlich macht, der an einer erkennbaren Lebensform teilhat.“⁶

McGinn schreibt hier Wittgenstein – und Cavell – Vertrauen auf eine Unterscheidung zu, die durch Paul Grice berühmt wurde: die Unterscheidung zwischen Satzbedeutung und Sprecherbedeutung.⁷ Nach McGinn liegt der zusätzliche und angeblich spezifisch Wittgensteinsche Beitrag zu einem Verständnis der Natur der Sprache darin, daß er uns zu sehen hilft, daß Wort- und Sprecherbedeutung „auf viel komplexere Weise zusammenhängen“, als der herkömmliche Philosoph angenommen hat. Während demnach Grice davon ausgehe, daß die Bedeutung der Wörter eines Satzes beinahe vollständig bestimmen, was mit jeder ihrer Äußerungen gesagt wird, lehrt uns Wittgenstein – obgleich die Wörter tatsächlich in einem bestimmten Sinn von „Bedeutung“ bestimmen, was „gemeint“ ist –, daß es „zwei verschiedene Begriffe der Bedeutung“ gibt und daß daher erst noch zu klären bleibt, was (in diesem zweiten Sinn von „Bedeutung“) „gemeint“ ist. Insoweit wir nur bestimmen, worin die Bedeutung eines Satzes besteht, bleibt ein wichtiger Teil des in der Äußerung des Satzes Gemeinten unberücksichtigt, denn hier kommt etwas weiteres ins Spiel: das, worum es geht, wenn der Satz tatsächlich geäußert wird, die Gründe, aus denen wir gerade auf diese Weise sprechen. McGinn sagt also, daß das Problem bei Fällen mißglückter Sprechakte der Behauptung nicht in unserer Unfähigkeit liegt, den Kontext der Behauptung zu bestimmen; das Problem liegt ihr zufolge vielmehr darin zu sehen, worum es eigentlich bei der faktischen Äußerung dieser (unabhängig bedeutungsvollen) Aussage in diesem (unpassenden) Kontext zu tun gewesen ist.

In Wahrheit führt McGinn in ihrer Deutung von Cavells Wittgenstein-Lektüre einen Unterschied zwischen zwei Ebenen von Unsinn ein: „[Der Versuch zu zeigen] daß die vom Philosophen untersuchten Wissensbehauptungen illegitim oder unverständlich sind, [zeigt nicht], daß die vom Philosophen zur Aufstellung seiner Behauptung geäußerten Wörter selbst bedeutungslos sind, sondern vielmehr, daß wir im Kontext, in dem er sie äußert, den Sinn einer solchen Äußerung gar nicht sehen können, anders: daß wir nicht verstehen können, was er mit diesen Wörtern meint, seine Äußerung nicht als verständlichen Akt der Behauptung auffassen können.“⁸

Hier wird implizit eine Unterscheidung getroffen zwischen der *Bedeutungslosigkeit* einer Behauptung und ihrer *Unverständlichkeit*. Bedeutung hat mit Sätzen zu tun, Verständlichkeit mit kontextgebundenen Sprechakten. Die Bedeutung eines Satzes kann völlig klar sein, und dennoch kann eine kontextuell gebundene Äußerung dieses Satzes unverständlich bleiben, weil sie möglicherweise nicht „als Akt eines menschlichen Handelnden verständlich [wird], der an einer erkennbaren Lebensform teilhat“. Daraus schließt McGinn, Cavells Wittgenstein sei der Auffassung, daß (i) die vom Philosophen

6 Marie McGinn, *Sense and Certainty*, Oxford 1989, 85 f.

7 Vgl. Paul Grice, *Studies in the Way of Words*, Cambridge 1989. Für eine ausgezeichnete Erörterung der Unterschiede zwischen Wittgenstein und Grice, der ich im folgenden verpflichtet bin, vgl. Charles Travis, „Annals of Analysis“, *Mind*, Vol. C, No. 2 (April 1991), 237–264.

8 McGinn, op. cit., 85.

geäußerten Sätze selbst vollständig bedeutungsvoll sind und daß ihre Äußerung dennoch (ii) im gegebenen Kontext unverständlich sein können. „Unverständlich“ heißt hier: Wir verstehen, was die Worte des Philosophen bedeuten, aber wir können nicht sehen, worum es ihm mit ihrer Äußerung *zu tun ist*, wir verstehen nicht, was er mit ihnen *meint*.

Damit sind die von Williams und McGinn interpretierten Darlegungen Cavells so ziemlich vollständig mißverstanden. Für Cavell liegt der ganze Witz dieses Ausschnitts von Wittgensteins Denken darin, daß Wittgenstein uns helfen will zu sehen, daß Bedeutung und Gebrauch eben nicht auf die Weise zu trennen sind, die Williams und McGinn Cavell unterstellen. Betrachten wir folgende Bemerkung aus *Über Gewißheit*: „So wie die Worte ‚Ich bin hier‘ nur in gewissen Zusammenhängen Sinn haben, nicht aber, wenn ich sie Einem sage, der mir gegenüber sitzt und mich klar sieht, – und zwar nicht darum, weil sie dann überflüssig sind, sondern, weil ihr Sinn durch die Situation nicht *bestimmt* ist, aber so eine Bestimmung braucht.“ (Über Gewißheit, § 348)

Wittgenstein sagt hier nicht (wie Williams und McGinn nahelegen): Es ist klar, was der Satz „Ich bin hier“ bedeutet, aber was mit seiner faktischen Äußerung gesagt ist, ist in diesem unpassenden Kontext seines Gebrauchs nicht voll verständlich. Wittgenstein sagt über die Worte „Ich bin hier“ genau das Gegenteil: daß „ihr Sinn durch die Situation nicht *bestimmt* ist“, daß ihr Sinn erst noch „eine Bestimmung braucht“. In den *Philosophischen Untersuchungen* benutzt Wittgenstein das gleiche Beispiel („Ich bin hier“), um zu unterstreichen, daß „der Sinn eines Ausdrucks“ nichts ist, was der Ausdruck schon von sich aus besitzt und was dann in einen Verwendungskontext eingebracht wird: „Man sagt mir: ‚Du verstehst doch diesen Ausdruck? Nun also, – in der Bedeutung, die du kennst, gebrauch auch ich ihn.‘ – Als wäre die Bedeutung ein Dunstkreis, den das Wort mitbringt und in jederlei Verwendung hinübernimmt. Wenn z. B. Einer sagt, der Satz: ‚Dies ist hier‘ (wobei er vor sich hin auf einen Gegenstand zeigt) habe für ihn Sinn, so möge er sich fragen, unter welchen besonderen Umständen man diesen Satz tatsächlich verwendet. In diesen hat er Sinn.“ (PU, § 117)

Was wir „den Sinn des Satzes“ zu nennen versucht sind, ist keine Eigenschaft des Satzes, die er unabhängig von jeder Verwendungsmöglichkeit wie einen Dunstkreis bei jeder bestimmten Gelegenheit seiner Verwendung mit sich führt. Der Satz hat, wie Wittgenstein immer wieder sagt, *in* jenen Zusammenhängen Sinn, in denen er „tatsächlich verwendet“ wird. Deshalb sagt Wittgenstein in der oben zitierten Passage aus *Über Gewißheit*: Die Worte „Ich bin hier“ haben einen Sinn *nur* in bestimmten Kontexten; es ist also ein Fehler zu glauben, daß die Wörter selbst, von sich aus, einen Sinn unabhängig von ihrer Fähigkeit besitzen, in einem bestimmten Verwendungskontext einen sinnvollen Gedanken auszudrücken. Das Problem der Pseudo-Verwendung von „Ich bin hier“ in der obigen Passage liegt darin, daß der Sinn der Worte „durch die Situation *nicht* bestimmt ist“; das heißt, es ist nicht klar, *was* mit diesen Worten in diesem Kontext gesagt wird, wenn überhaupt etwas mit ihnen gesagt wird.

Der Philosoph, sagt Wittgenstein, neigt zu der Auffassung, daß er „den Sinn eines Satzes“ unabhängig von und vor jeder konkreten Verwendung versteht: „Ein Philosoph sagt: er verstehe den Satz ‚Ich bin hier‘, meine etwas mit ihm, denke etwas, – auch wenn er sich gar nicht darauf besinnt, wie, bei welcher Gelegenheit, dieser Satz verwendet wird.“ (PU, § 514) Der Philosoph nimmt an, daß es da einen Gedanken gibt, den der Satz *selbst* ausdrückt. Er glaubt, schon zu wissen, was der Satz bedeutet: Was er bedeutet, ist eine Funk-

tion dessen, was die so kombinierten Wörter bedeuten. Die Verwendung des Satzes zu erwägen, heißt für einen solchen Philosophen, eine zusätzliche Bedeutungsdimension in Betracht zu ziehen. Für ihn ist die Untersuchung der „Verwendung“ eine Untersuchung der Beziehung zwischen dem „Sinn des Satzes“ (den wir unabhängig von seinem Verwendungskontext erfassen können) und dem, was der Satz (über das und über das hinaus, was er für sich genommen bedeutet) ausdrücken oder implizieren kann, wenn er in Verbindung mit den verschiedenen Verwendungskontexten gebracht wird, in die er auf verständliche Weise eingefügt werden kann. Nun kann gefragt werden, weshalb gesagt wird, was gesagt wird, und worum es bei der Äußerung des Satzes bei einer ganz bestimmten Verwendungsgelegenheit zu tun ist. Aber allein schon die Möglichkeit solcher Fragen setzt voraus, daß bereits hinreichend klar ist, welcher Gedanke ausgedrückt wird, und daß somit hinreichend klar ist, in welcher Hinsicht bei dieser Gelegenheit die Wahrheit gesagt wurde. Cavells Wittgenstein geht es darum, gegen eine solche Konzeption der Beziehung zwischen Bedeutung und Verwendung anzugehen. Was meine Worte sagen, hängt davon ab, was sie in einem Verwendungskontext *tun* – wie sie arbeiten. Wittgenstein schreibt: „Sagt nun jemand ‚Ich weiß, daß das ein Baum ist‘, so kann ich antworten: ‚Ja, das ist ein Satz. Ein deutscher Satz. Und was soll's damit?‘“ (Über Gewißheit § 352) Das ist nicht gegen den Satz gerichtet „Ich weiß, daß das ein Baum ist“, sondern gegen ein Unvermögen des Sprechers, dem Satz in der Sprechsituation etwas zu tun zu geben. Das heißt nicht, daß dem Satz „Ich weiß, daß das ein Baum ist“, ausgesprochen vor einem klar und deutlich sichtbaren Baum, kein Sinn verliehen werden kann.

Wie Wittgenstein wiederholt betont, können wir einen Verwendungskontext finden, in dem diese Worte unter diesen Bedingungen etwas tun würden. So entwirft Wittgenstein in den folgenden Bemerkungen einen Hintergrund, der dem Satz „Ich weiß, daß das ein Baum ist“ einen Sinn verleiht, auch wenn der Satz angesichts eines klar und deutlich sichtbaren Baumes ausgesprochen wird: „Ähnlich könnte jemand, der mit dem Gedanken umgeht, er sei zu nichts mehr zu brauchen, sich immer wieder sagen: ‚Ich kann noch immer das und das und das tun‘. Gingen solche Gedanken öfter in seinem Kopf herum, so würde man sich nicht darüber wundern, wenn er, scheinbar außer allem Zusammenhang, so einen Satz [wie ‚Ich weiß, daß das ein Baum ist‘] vor sich hinspräche. (Ich habe aber hier bereits einen Hintergrund, eine Umgebung für diese Äußerungen eingezeichnet, ihnen also einen Zusammenhang gegeben.)“ (Über Gewißheit, § 350) Auf diese Weise für eine Äußerung einen Hintergrund, eine Umgebung zu zeichnen, heißt, ihr einen bestimmten Sinn zu geben, heißt, uns vor Augen zu führen, was der Sprecher behauptet, der mit dieser Bemerkung etwas zu wissen behauptet.

Betrachten wir folgenden Satz: „Auf dem Tisch ist eine Menge Kaffee.“⁹ Dieser Satz kann bei der einen oder anderen Gelegenheit irgend etwas von vielen verschiedenen Dingen sagen – er kann unendlich viele verschiedene Gedanken ausdrücken. Jeder dieser Gedanken ist unter verschiedenen Bedingungen wahr. Wittgenstein bemerkt: „Wie der Satz *gemeint* ist, kann ja durch eine Ergänzung des Satzes ausgedrückt werden ...“ (Über Gewißheit, § 349) Wollte man das, was man beim Aussprechen des Satzes „Auf dem Tisch ist eine Menge Kaffee“ gemeint hat, ergänzen, dann wäre je nach dem, was man gemeint hat, eine andere Ergänzung erforderlich. Um ein gewisses Mißverständnis des mit diesen Wor-

⁹ Dieses Beispiel stammt von Charles Travis.

ten Gemeinten aufzuklären, sagt man etwa: „Ich habe gemeint, daß Kaffee auf dem Tisch verschüttet wurde“; oder auch: „Ich habe gemeint, daß eine große Kanne voller Kaffee auf dem fraglichen Tisch steht“; oder: „Ich habe gemeint, daß auf dem Tisch viele Päckchen Kaffee gestapelt sind.“ Aber wir können diesen Unterschieden in dem, was gesagt wird (indem jeder dieser verschiedenen Gedanken durch das Aussprechen der Worte „Auf dem Tisch ist eine Menge Kaffee“ ausgedrückt wird) nicht gerecht werden, indem wir annehmen, daß wir uns auf verschiedene Bedeutungen der Worte „auf“, „dem“, „Tisch“, „ist“, „eine Menge“, „Kaffee“ beziehen. Die Unbestimmtheit des durch den Satz „Auf dem Tisch ist eine Menge Kaffee“ in jedem einzelnen Fall ausgedrückten Gedankens hängt nicht von einer Mehrdeutigkeit der Wörter ab, aus denen der Satz besteht. In dem Sinn, in dem man von „den Bedeutungen von Wörtern“ sprechen kann (d. h. von dem, was das Wörterbuch als ihre Bedeutungen angibt), bezieht man sich hier in allen unterschiedlichen Verwendungen des Satzes auf jeweils dieselbe „Bedeutung des Wortes“ („auf“, „dem“, „Tisch“, „ist“, „eine Menge“, „Kaffee“). Und dennoch wird mit dem Satz nicht jedesmal das gleiche gemeint. Zu erkennen, was Worte in einer bestimmten Sprechsituation bedeuten, ist eine Frage der Einschätzung, was sie in den Kontexten dieses Sprechens bedeuten *können*. Es ist – bei den verschiedenen möglichen Beiträgen der Verwendungsumstände – eine Frage der Wahrnehmung, welcher Beitrag der tatsächlichen Verwendungsumstände nun vernünftigerweise anzunehmen ist. Für Cavells Wittgenstein ist das Verstehen einer Aussage eine Frage der Wahrnehmung einer gewissen Physiognomie der Bedeutung in der Verwendung von Wörtern. Und diese Wahrnehmung ist nicht unabhängig von einer Betrachtung des Kontextes ihrer sinnvollen Verwendung möglich.

Die folgende Passage gehört zu den Stellen, an denen Williams und McGinn ihre Deutung Cavells festmachen: „‚Gar nichts sagen‘ ist eine Art, auf die Philosophen nicht wissen, was sie meinen. In diesem Fall meinen sie nicht etwas *anderes* als sie sagen, sondern sie sehen nicht, daß sie *gar nichts* meinen (daß *sie* nichts meinen, nicht, daß ihre Aussagen nichts meinen, Unsinn sind).“ (Cavell, 210)

Cavells Punkt ist hier folgender: In Fällen, in denen das Meinen scheitert, ist dieses Scheitern auf das Unvermögen des Sprechers zurückzuführen, eine sprachliche Einheit auf eine Art in einen neuen Kontext einzuweben, die eine sichere Lesart zuläßt – auf eine Art, die uns ermöglicht, im Satz, wenn wir ihn *vor dem Hintergrund* seiner Verwendungsumstände betrachten, eine kohärente Bedeutungsphysiognomie wahrzunehmen. Der Grund für ein solches Scheitern liegt (ohne Williams und McGinn zu nahe treten zu wollen) nicht etwa in der isoliert betrachteten sprachlichen Einheit, denn es ist völlig klar, was diese für sich genommen bedeuten muß; der Grund liegt vielmehr darin, daß nicht klar und eindeutig auszumachen ist, was der Sprecher im fraglichen Kontext mit ihr sagen will. Das liegt, noch einmal, nicht – wie Williams und McGinn behaupten – daran, daß diese sprachliche Einheit und jener Kontext von sich aus inkompatibel wären. Denn wie Cavell zeigt und wie Wittgenstein wiederholt betont, könnten wir uns über einen Sinn für diese Worte in diesem Kontext einigen (wobei wir uns auf der ersten Seite des Dilemmas wiederfinden), oder wir könnten einen Verwendungskontext für diese Wortkombination finden oder erfinden, der eine natürliche Ergänzung ihres gewöhnlichen Sprachspiels darstellt (wobei wir uns auf der zweiten Seite des Dilemmas wiederfinden).

Für Cavells Wittgenstein gibt es keine zwei verschiedenen und voneinander unabhängigen Sinnebenen – die semantische und die pragmatische –, so daß man den Aussageerfor-

dernissen erster Ebene voll gerecht werden könnte und dennoch die Bedingungen einer sinnvollen Aussage nicht erfüllt wären. Es ist genau diese Auffassung, die Cavell im folgenden zurückweist: „Es hat Sinn' ... heißt nur, daß wir uns leicht Umstände vorstellen können, unter denen es Sinn hätte, es zu sagen ... Es heißt nicht, daß es *unabhängig* von solchen Umständen einen (klaren) Sinn hat. Es geht nicht darum, daß man manchmal nicht sagen (oder denken) kann, was der Fall ist, sondern der Punkt ist, daß man etwas, um zu sagen (oder zu denken), es sei der Fall, *auch wirklich sagen oder denken muß*, und ‚etwas sagen‘ (oder ‚etwas denken‘) hat seine Bedingungen.“ (Cavell, 215)

Ohne die Umstände zu bestimmen, unter denen es Sinn hat, eine bestimmte Abfolge von Wörtern zu äußern, können wir ganz bestimmt nicht angeben, was diese Abfolge von Wörtern sagt. Nach der Auffassung, die Cavell Wittgenstein zuschreibt, entsteht Unsinn, wo eine Abwesenheit von Sinn vorliegt. Nach der Auffassung, die Williams und McGinn Cavell zuschreiben, verdankt sich philosophischer Unsinn einer unangemessenen Art der Anwesenheit von Sinn; für sie ist philosophischer Unsinn einer der beiden Arten von Fällen, die Cavell in der folgenden Zwischenbemerkung beschreibt: „Wir sind aufgefordert, so könnte man sagen, von unserer Überzeugung Abstand zu nehmen, daß dies eine Feststellung sein muß ... und eher anzunehmen, daß hier jemand zu hartnäckiger Leere verleitet wurde, dazu, etwas auf inkohärente Weise zu meinen. (Das ist nicht dasselbe wie der Versuch, etwas Inkohärentes zu meinen. Wittgenstein spielt auf diese Möglichkeit an, wo er bemerkt: ‚Wenn gesagt wird, ein Satz sei sinnlos, so ist nicht, quasi, sein Sinn sinnlos.‘¹⁰ Noch ist es dasselbe wie etwas anderes zu meinen, als man denkt. Dies würde Fälle beschreiben, in denen die *Wörter* Sinn haben und korrekt verknüpft werden, in denen man sie aber gewissermaßen am falschen Ort meint.“ (Cavell, 336)

Cavell führt diese beiden Arten von Fällen genau deshalb an, weil er sie von der Art von Fall abgrenzen will, um die es für ihn bei Wittgensteins Verwendung von „Unsinn“ als Begriff der philosophischen Kritik geht. Betrachten wir zunächst den zweiten hier erwähnten Fall, der kein Fall von schierer Unverständlichkeit ist. Die Verständlichkeit eines solchen Falls hängt jedoch davon ab, daß wir den Sprecher als jemanden sehen, der sich in einem anderen Kontext glaubt als dem, in welchem er sich tatsächlich befindet. Die erste – zunächst angeführte – Art von Fall sucht Wittgenstein selbst zu charakterisieren, wo er bemerkt: „Wenn gesagt wird, ein Satz sei sinnlos, so ist nicht, quasi, sein Sinn sinnlos. Sondern eine Wortverbindung wird aus der Sprache ausgeschlossen, aus dem Verkehr gezogen.“ (PU, § 500) Daß eine bestimmte Wortverbindung „aus der Sprache ausgeschlossen“ oder „aus dem Verkehr gezogen“ werden soll, mag zu der Annahme führen, der Sinn der fraglichen Wortverbindung sei für Wittgenstein von sich aus fehlerhaft – Unsinn nicht wegen einer Abwesenheit von Sinn, sondern wegen der fehlerhaften Anwesenheit von Sinn. Der vorhergehende Abschnitt der *Untersuchungen* beginnt so: „Zu sagen: ‚Diese Wortverbindung hat keinen Sinn‘ schließt sie aus dem Bereich der Sprache aus und umgrenzt dadurch das Gebiet der Sprache. Wenn man aber eine Grenze zieht, so kann das verschiedenerlei Gründe haben.“ (PU, § 499) Damit stellt sich die Frage: Aus welchen Gründen schlägt Wittgenstein vor, daß wir bestimmte Wortverbindungen aus der Sprache ausschließen? In der *Philosophischen Grammatik* finden wir folgendes: „Seltsam, daß man sollte sagen können, der und der Sachverhalt sei undenkbar! Auch wenn wir im Denken wesentlich eine

10 Cavell zitiert hier aus PU, § 500.

Begleitung des Ausdrucks sehen, so müssen also doch die Worte, die den undenkbbaren Sachverhalt in dieser Aussage angeben, unbegleitet sein. Was soll sie also für einen Sinn haben?, es sei denn, daß sie sagt, diese Worte seien sinnlos. Aber dann ist nicht, quasi, ihr Sinn sinnlos; sondern sie werden aus unserer Sprache ausgeschaltet, wie etwa irgendein beliebiges Geräusch, und der Grund zu ihrer *ausdrücklichen* Ausschaltung kann nur darin liegen, daß wir versucht sind, sie mit einem Satz unserer Sprache zu verwechseln.“¹¹

Der Grund, weshalb Wittgenstein vorschlägt, einen Ausdruck explizit aus der Sprache auszuschließen, liegt nicht darin, daß quasi sein Sinn sinnlos ist, sondern darin, daß wir „versucht sind“, Sätze, in denen dieser Ausdruck auftaucht, mit sinnvollen Aussagen unserer Sprache „zu verwechseln“. Zu sagen, daß „quasi sein Sinn sinnlos“ ist, soll nicht eine mögliche Art des Falls von Unsinn beschreiben, sondern vielmehr eine Art von Fall, den wir uns beim Philosophieren vorstellen. In der Philosophie, so denkt Wittgenstein, ist es uns kaum möglich, einer ganz bestimmten Vorstellung von Unsinn nicht aufzusitzen. Eine Art, auf diese Vorstellung hereinzufallen, besteht in der Annahme, eine Aussage sei unsinnig, weil ihre Bestandteile unzulässig verknüpft seien; eine andere besteht in der Auffassung, daß ein Inhalt und ein Kontext nicht miteinander zu verbinden seien (daß man diese Worte in diesem Kontext nicht „sagen“ kann). Schon im *Tractatus* hatte Wittgenstein sich gegen eine solche Konzeption quasi substantiellen Unsinn gewandt, in bezug auf welche er dort bemerkt: „Wir können einem Zeichen nicht den unrechten Sinn geben.“ (5.4732)

Für die meisten (älteren und jüngeren) Kommentatoren von Wittgensteins Werk stellt seine Verwendung von „Unsinn“ als Begriff der philosophischen Kritik den Schluß einer Überlegung dahingehend dar, daß bestimmte Verknüpfungen von Ausdrücken – oder die Verwendung bestimmter Verknüpfungen von Ausdrücken in bestimmten Kontexten – von sich aus unsinnig seien. Als Spezialist für Wittgensteins Frühwerk wird man die Schwierigkeit wahrscheinlich auf sogenannte „Verstöße gegen die logische Syntax“ zurückführen (d. h. auf die logische Inkompatibilität der Teile der Aussage). Als Spezialist für sein späteres Werk wird man hier eher „Verstöße gegen die Grammatik“ annehmen (die manchmal dasselbe bedeuten wie Verstöße gegen die logische Syntax und manchmal die Unvereinbarkeit bestimmter Bedeutungen mit bestimmten Verwendungskontexten). Aber nach Cavell bezeichnet das, was der frühe Wittgenstein *die Logik unserer Sprache* und der spätere *Grammatik* nennt, kein Netz von Regeln, das wir über die Sprache legen, um sichtbar zu machen, an welcher Stelle gegen die eine oder andere ihrer Vorschriften verstoßen wird. Eine grammatische Untersuchung ist eine Zusammenstellung unserer Kriterien für die Verwendung eines bestimmten Begriffs. Aber der Rückgriff auf Kriterien erzielt eine Wirkung auf philosophische Probleme wie das des Skeptizismus nicht dadurch, daß dem Philosophen gezeigt wird, daß er „gegen die Regeln der Verwendung eines Ausdrucks verstoßen“¹² hat, und daß es daher etwas ganz bestimmtes gibt, was er meinen will, mit seinen Worten aber gar nicht meinen kann ...

11 Philosophische Grammatik, Schriften, Bd. 4, Frankfurt/M. 1969, 130.

12 Ich zitiere hier Baker und Hacker, die als zentrale Kontinuität der Lehre des frühen und des späteren Wittgenstein ausmachen, was für Cavell eine Kontinuität des Ziels ist: „Wittgenstein hatte im *Tractatus* gesehen, daß sich die philosophische oder begriffliche Untersuchung im Bereich der Regeln bewegt. Eine wichtige Kontinuität war die Einsicht, daß es in der Philosophie nicht um wahr und falsch geht, sondern vielmehr darum, was Sinn hat und was die Grenzen des Sinns überschreitet ... Seine ‚Regeln der Grammatik‘ sind die direkten Nachfolger der ‚Regeln der logi-

In Hinblick auf den Skeptiker geht es in der (von Wittgenstein so genannten) „grammatischen Untersuchung“ darum, dem Skeptiker zu zeigen, daß er es mit einem Dilemma zu tun hat: entweder er bleibt innerhalb unserer Sprachspiele, und seine Worte drücken zwar einen Zweifel, aber nicht die Art von umfassendem Zweifel aus, auf die er es abgesehen hat (sein Zweifel verallgemeinert sich nicht in der Weise, in der er sich verallgemeinern müßte, um die Möglichkeit des Wissens als solche in Zweifel zu ziehen); oder aber der Skeptiker wird dazu verleitet, „außerhalb von Sprachspielen“ zu sprechen und damit dem Verwendungskontext die konkrete Bestimmtheit (und mit ihr den Angelpunkt für unsere Kriterien) zu rauben, die uns allererst erlauben, etwas zu meinen; das tun wir, wenn wir das Wort „Zweifel“ gewöhnlich verwenden, um den Begriff des Zweifels auszudrücken. Es wird keine grammatische Regel angeführt, um den Äußerungen des Skeptikers unausrottbare (logische oder grammatische) Mängel nachzuweisen. Vielmehr wird dem Skeptiker die Grammatik unserer verschiedenen Sprachspiele vorgeführt, um ihm eine *Übersicht** über die verschiedenen ihm zur Verfügung stehenden Bedeutungsmöglichkeiten seiner Worte zu verschaffen. Wird ihm erst eine *übersichtliche Darstellung** der Grammatik gegeben, so wird er einschen, daß entweder seine Worte durchaus sinnvoll sind, daß er aber die Frage nicht stellt, die er stellen will, oder daß unklar bleibt, welche der vielen möglichen Bedeutungen seiner Worte er meinen will. Wittgensteins Ziel, wenn er an all das erinnert, ist nicht die Widerlegung des Skeptikers (der Aufweis der Wahrheit der Negation dessen, was der Skeptiker behauptet), sondern die Hinterfragung des Sinns seiner Behauptung: ihm soll die Frage aufgezwungen werden, was er angesichts dessen, was seine Worte *meinen können*, mit ihnen tatsächlich *meint*. Die Schwierigkeit mit seinen Worten liegt also weder in diesen Worten selbst noch in irgendeiner inneren Inkompatibilität zwischen seinen Wörtern und einem bestimmten Verwendungskontext, sondern in seiner unklaren Beziehung zu den Wörtern. Nach Cavell besteht das Ziel einer Wittgensteinschen grammatischen *Untersuchung** darin, dem Philosophen eine deutliche Vorstellung der verschiedenen Bedeutungsmöglichkeiten seiner Worte zu vermitteln, um ihm zu zeigen, daß er, indem er mehrere alternative Bedeutungen zugleich und dennoch keine jeweils bestimmte in Anspruch nehmen will, in einem wirren Begehren in bezug auf seine Worte befangen ist.

Aus dem Amerikanischen von Reiner Ansén

Prof. Dr. James Conant, University of Pittsburgh, Department of Philosophy, 817 Cathedral of Learning, Pittsburgh, PA 15260, U. S. A.

schen Syntax' aus dem *Tractatus*. Wie Regeln der logischen Syntax bestimmen Regeln der Grammatik die Grenzen des Sinns. Sie unterscheiden Sinn von Unsinn ... Grammatik, wie Wittgenstein diesen Begriff versteht, ist das Rechnungsbuch der Sprache. Ihre Regeln bestimmen die Grenzen des Sinns, und indem der Philosoph sie sorgfältig prüft, kann er bestimmen, an welchem Punkt er das Konto der Vernunft überzogen, *gegen die Regeln der Verwendung eines Ausdrucks verstoßen* und so auf subtile und nicht leicht erkennbare Weise die Grenzen des Sinns überschritten hat.“ Baker/Hacker, Wittgenstein: Rules, Grammar and Necessity, Oxford 1985, 39 f., 55.

Stanley Cavell über Wittgensteins Argument des Alltäglichen*

Von MARTIN STONE (Durham)

1. Wenn, wie Stanley Cavell uns nahelegt, Wittgensteins Distanz zu Derrida bei aller Schärfe auch eine Art von intimer Nähe ist¹, dann sollte es uns – folgen wir Cavells Arbeit auf einigen ihrer Pfade – nicht überraschen zu entdecken, daß eines der Hauptanliegen von Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen* darin besteht, einem dekonstruktiven Denken Ausdruck zu verleihen. Ich möchte hier denn auch Wittgensteins Sicht der Dekonstruktion erörtern. Der Nutzen eines solchen Unterfangens besteht im Gewinn eines besseren Verständnisses von Wittgensteins Originalität, die für Cavell in der grundlegenden Bedeutung der Idee des Alltäglichen in Wittgensteins Werk liegt.

Ich gehe in drei Schritten vor: Erstens werde ich den relevanten Begriff der Dekonstruktion skizzieren; zweitens will ich diese Auffassung an Wittgensteins Erörterung der Regeln verdeutlichen; und drittens schließlich werde ich folgende These zu einem der zentralen Ziele von Wittgensteins Erörterungen entwickeln: Wittgenstein geht es darum zu verdeutlichen, daß wenn sich unsere philosophischen Optionen (1) in einer gewissen metaphysischen Idee der Bedeutung und (2) in der Dekonstruktion dieser Idee zu erschöpfen scheinen, dies nur unserem Unvermögen zuzuschreiben ist, eine andere Möglichkeit zu erkennen. Da es nach meiner Lesart dieses Scheitern ist, das Cavell als Unvermögen der Philosophie zur Anerkennung des Alltäglichen beschreibt, beinhaltet mein dritter Schritt auch einige vorläufige Hinweise auf eine „Cavellsche“ Interpretation der Wittgensteinschen Überlegungen zur Regelbefolgung. Dabei wird deutlich werden, daß sich das Interesse dieser Interpretation nicht auf einen Vergleich zwischen Wittgenstein und Derrida beschränkt, sondern zentral das betrifft, was Cavell pointiert die „Zugänglichkeit“ Wittgensteins für den anglo-amerikanischen Mainstream genannt hat.²

* Dieser Aufsatz wurde ursprünglich im März 1997 in der Cavell gewidmeten Sektion des Jahrestreffens der Society for the Advancement of American Philosophy in Albuquerque, New Mexico vorgetragen. Für den Druck wurde er leicht überarbeitet. Ich möchte an dieser Stelle dem Organisator der Cavell-Sektion, Russell Goodman, danken; mein Dank gilt auch James Conant für seinen Kommentar zu meinem Vortrag.

1 Vgl. Cavell, „Counter-Philosophy and the Pawn of Voice“, in: *A Pitch of Philosophy: Autobiographical Exercises*, Cambridge, Mass. 1994; „What did Derrida want of Austin“, in: *Philosophical Passages: Wittgenstein, Emerson, Austin, Derrida*, Oxford 1995

2 Vgl. Cavell, „The Availability of Wittgenstein's Later Philosophy“, in: *Must We Mean What We Say*, Cambridge 1969 (Dt.: *Der Zugang zu Wittgensteins Spätphilosophie*“, in: Stanley Cavell, *Nach der Philosophie. Essays*, hg. v. Kurt R. Fischer/Ludwig Nagl, Wien 1987, 63–93)